

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 32

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN BERLEN

Abenteuerlicher
Roman

von
Hans Rabl

4. Fortsetzung

„Vorausgesetzt, die Angaben des amtlichen Handbuchs stimmen. Du siehst selbst, sie stimmen nicht.“

„Willst du landen?“ fragte Pieter vorsichtig.

„Wenn es möglich ist.“

„Dann werden wir ja sehen —.“

Eine Viertelstunde später fuhr Betje zusammen und blickte sich gestört um. Die „Pinaja“ machte in langsamster Fahrt einen Bogen, dann wurde der Rhythmus der Maschine rascher. Wollten sie am Ende schon die Inseln verlassen? „Sie haben mir doch eine Landung versprochen!“ rief sie van der Stappen zu. „Was machen Sie denn?“

Jetzt erst bemerkte sie, dass sein und Lens' Gesicht den gleichen undeutbaren Ausdruck trugen. Lens schüttelte leise den Kopf, als wüsste er nicht, dass der Kapitän ihr antwortete. Van der Stappen zuckte die Achseln. „Sie wird es ja doch merken, Pieter“, knurrte er. „Wir bekommen Sturm, Fräulein Swarth. Möglicherweise sogar einen Taifun. Das Barometer ist beängstigend gefallen — wir müssen sehen, dass wir vorher die freie See erreichen. Wenn es uns hier drinnen erwischt, wird es schlimm.“

Die alte „Pinaja“ schüttelte unter den gehetzten Stößen ihrer zu äusserster Anstrengung gezwungenen Maschine. Die beiden Männer auf der Brücke steuerten den Kurs, den sie so sacht und vorsichtig hereingesucht hatten, mit dreister Sicherheit zurück, als spulten sie den Faden der Ariadne auf. Die Ruhe, die von ihnen ausging, besänftigte die Furcht, die sich des Mädchens bemächtigen wollte; sie übertrug sich auch auf die Alfuren, die das Schiff mit hetzenden Griffen in Verteidigungszustand versetzten, indem sie die Luken sicherten, Seile, an denen man sich später entlanghangeln könnte, über das Deck spannten, schwer zu befestigende Dinge kurzerhand über Bord warfen. Betje bemerkte, durch die unverständliche Erscheinung überrascht und erschreckt, dass das Wasser schaumlos, wie gläsern, an der Bordwand entlangströmte; selbst die breite Bugwelle, die die „Pinaja“ aufwarf, trug die gewohnte feine Spitzenhaube nicht. Es war, als fahre man durch Öl. Die Hitze wurde drückend und feucht. Brüste und Rücken der halbnackten Braunen waren dunkel vor Schweiss. Als der grauhaarige Bootsmann sich, ein paar Schritte von Betje entfernt, für eine Minute veratmend an die Reling lehnte, sah sie unter der zitternden Haut seiner Flanke das überanstrengte Herz pochen.

In scharfem Bogen zog Pieter Lens das alte Schiff um das vorspringende Kap einer grossen, dicht bewaldeten, sich zu einem Berg erhebenden Insel herum. Betje entsann sich von der Einfahrt her dieser Stelle: hier hatte sie das freie Meer aus den Augen verloren, hatte zum erstenmal gespürt, wie sie in das Geheimnis der unbekannten Inselgruppe einzudringen begann. Sie atmete tief auf. Nun waren sie also draussen; und auf offener See, hatte van der Stappen gemeint, werde auch dieser Taifun dem Schiff so wenig anhaben können, wie jeder andere, den die „Pinaja“ bisher überstanden hatte. Gespannt spähte sie voraus, und trotz dem befreiten Gefühl, in Sicherheit zu sein, empfand sie mit bitterem Selbstspott und zugleich mit einer Art von

verquälter Befriedigung, dass sie nun doch recht behalten hatte; sie konnte die Aufgabe, die man ihr gestellt hatte, nicht lösen; sie hatte es gleich gewusst, sich lange und schwer überreden lassen, die Sache dennoch anzugehen. Nun kam der Taifun, machte jedem weiteren Versuch ein Ende. Vielleicht gar endete in dem Wirbelsturm mehr als nur dieser Versuch? Sie wandte sich, blickte zurück auf die Inseln und Riffe, die noch unbewegt lagen; nur ihre Farben hatten sich verändert; aus dem satten einschmeichelnden Grün war ein unheimliches Violett geworden, für knappe Augenblicke gehöhlt von einem rötlich erschimmernden, gefahrträchtigen Braun. Sie stand, starrte, versuchte die schrille Dissonanz der Farben in ihr Gedächtnis zu kerben. Van der Stappen störte sie auf. „Hören Sie denn nicht?“ schrie er sie an; „es ist Zeit, dass Sie in Ihre Kammer gehen. Hier oben darf nur bleiben, wer etwas nützen kann.“

Vor dem Unbekannten, nie Erlebten begann sich ihr Körper zu ängstigen. Sie bemerkte, dass fast alle Alfuren das Deck verlassen hatten, und stolperte zum Niedergang. Die Hand schon um das Geländer gekrampft, zögerte sie. Dort unten, in der stickigen Kabine, hocken und warten, bis der Kampf zwischen Schiff und Sturm sich entschied? Ersäuft werden wie eine Ratte, falls die „Pinaja“ sank? Und doch war es verlockend, mit der dünnen Schiffswand wenigstens den Anschein eines Schutzes vor dem Taifun zu erlangen. Sie setzte den Fuss auf die oberste Stufe und spürte eine jähe, ungestüme Gegenbewegung. War der Sturm heran?

In diesem Augenblick fühlte das Mädchen etwas, das sie erst viel später zu deuten vermochte: über alle wilde tierische Angst siegte die journalistische Neugier. Einem Taifun begegnen, wahrscheinlich zum einzigen Male im Leben — hoffentlich! wimmerte in ihr ein Stimmchen, dem sie brutal die Kehle zudrückte — einem Taifun begegnen, und ihn nicht sehen? Sie machte kurz kehrt, stiess sich ab, erreichte halb vom Sturm getragen die Leiter, die zur Brücke führte, begann zu klettern. Selbst hier noch, im Windschatten, war die Kraft des Sturmes der ihrigen fast überlegen. Sie kämpfte sich hinauf, klammerte sich an etwas Eisernem fest. Vor ihr krümmten und streckten sich im Ringen gegen den stetig wachsenden Widerstand des Ruders, mit Stricken an die Steuersäule geknüpft, van der Stappen und Lens. Ganz und gar davon beansprucht, die „Pinaja“, die trotz Volldampf keinen Meter Fahrt machte, auf Kurs zu halten, bemerkten die Männer Betje nicht. Und sie kam nicht dazu, ihnen ein Zeichen zu machen. Denn nun, von der Höhe der Brücke aus, sah sie:

Dies alles waren erst die Vorläufer des Sturms. Noch stampfte die „Pinaja“ auf wirklichen, obgleich tobsüchtig gewordenen Wellen. Vor ihr jedoch, dort, wo Betje das offene Meer gesucht hatte, wogte der Kern des Taifuns. Dort gab es kein Wasser mehr und keine Luft, nur ein aberwitziges Gemisch von beiden, kochend vor rasender Bewegung und dennoch stillstehend, undurchsichtig wie ein fester Körper. Drei Richtungen der Windrose waren der

DIE SCHATZKAMMERN DES MEERES

Wie zahlreiche Schiffe sind schon im Kriege oder durch Unglücksfälle ins Meer gesunken und wie wenig davon ist durch Taucher wieder zum Vorschein gekommen? Auf dem «L'Orient», einem französischen Schiffe, das der berühmte englische Admiral Nelson in der Schlacht von Abukir 1798 in die Luft sprengte, befanden sich unter anderem 600 000 £ und der ganze geraubte Kirchenschatz von Valetta auf Malta. Taucher fanden von allen diesen Herrlichkeiten lediglich einen Offizierssäbel und einige ähnliche Andenken. Sie wurden zudem bei ihrer Arbeit von einem ungeheuren Schwertfisch sehr belästigt, und als es endlich gelang, dieses Riesentier zu erlegen, fand man in dessen Magen zwei 80 Quadratzoll grosse Holzkästchen mit rohen Diamanten, welche vom «L'Orient» herrührten.

Ein Jahr später strandete an der holländischen Küste ein grosses Kriegsschiff, die «Latine», das ungeheure Schätze an Bord hatte, die von Yarmouth nach dem holländischen Hafen Texel gebracht werden sollten. Achtzehn Monate lang waren die Bergungsarbeiten vergeblich gewesen, worauf es gelang, 80 000 £ zu heben, was aber nur einen kleinen Teil der an Bord befindlichen Barsumme ausmachte. Im Jahre 1814 wurden die Taucherarbeiten wieder aufgenommen, und die während vieler Jahre fortgesetzte Bergungstätigkeit verschlang Unsummen, ohne dass es gelungen wäre, etwas zu heben. Im Jahre 1857 endlich wurde eine Vereinbarung zwischen dem Lloyd und der holländischen Regierung getroffen, und wirklich gelang es schliesslich der britischen Gesellschaft, von dem Schatze, der über zwei Menschenalter lang in der Tiefe geruht hatte, einen beträchtlichen Teil zu heben, so dass auf Lloyds Anteil allein 25 000 £ entfielen.

Der grösste Zeitraum, nach dessen Verlauf untergegangene Schätze dem Meere entrissen wurden, belief sich auf 235 Jahre. Es war im Jahre 1883, als man in der Tafel-Bai an der Südwestküste des Kaplandes viele Kisten an Land förderte, welche von dem Schiffe «Harlem» herrührten, das im Mai 1648 dort untergegangen war. Diese Kisten enthielten Seltenheiten und Altertümer, Götzen, Porzellan, Silberwaren und so weiter, welche für europäische Museen bestimmt gewesen waren. Das Porzellan hatte in dieser langen Zeit unter dem Meeresspiegel nicht gelitten, die Silbergegenstände aber waren kaum noch erkennbar. Zuweilen kommt es auch vor, dass die Schatzkammer des Meeres selbst ihre Pforten öffnet und die übergebenen Schätze an das Land wirft. So fand man einige Jahre vor dem letzten Weltkrieg unter den Landungsbrücken von Melbourne 3800 £, einen Teil eines Schatzes, welcher mit dem Dampfer «Iberia» dort untergegangen war.

„Pinaja“ durch die hinter und neben ihr liegende Inselflur versperrt; von der vierten näherte sich mit tödlicher Langsamkeit die Trombe. Betje versuchte die Augen zu schliessen; die Lider sperrten sich. Sie musste den grauschäumenden Dämon heranschwanken sehen. Als er langsam die Hand auf die „Pinaja“ senkte, duckte sich das Schiff zitternd. Das Steuerrad rotierte plötzlich, dass die Speichen zur Scheibe zusammenflossen. Nachlässig warf es die Männer beiseite, wie ein Kind dumme Puppen. Die Nase des Schiffs wandte sich aus dem Kurs. Die schaukelnde Bewegung vervielfachte sich. Knarrend kam das Steuerrad zum Stehen.

Ohne die Kraft, dabei irgend etwas zu empfinden, starrte Betje auf die scheinbar vom Rat Erschlagenen, über deren Körpern, jenem helfenden Griff wehrend, das Ruder wieder zu kreisen begann. Dann sah sie, dass van der Stappen sich vorsichtig bewegte. Mit unendlicher Mühe, fortwährend durch das Rollen der Brücke gehemmt, machte er sein Messer frei. Drei-, viermal versuchte er, sobald das Rad stand, sich aufzurichten, den Strick zu kappen, der ihn fesselte. Jedesmal begann es sich zu früh zu drehen, zwang ihn, sich von neuem auszustrecken. Zuletzt streifte es seine Schulter; der Mann knickte ein, das Messer glitt aus seiner Hand in Betjes Nähe. Als sie, mechanisch fast, sich bückte und es auffing, bemerkte er sie erst. Er sah, wie sie es packte, messend die Lider zusammenkniff. Seine Augen rissen sich auf. „Nicht!“ schrie er, als sie zusprang. Eine Sekunde blieb

er halbbetäubt liegen. Dann raffte er sich auf, entwand ihr das Messer, mit dem sie auch den Steuermann hatte los-schneiden wollen, tat es selbst. Sie lehnte am Geländer; für eine Sekunde trafen ihre Augen einander. Es kostete ihn Mühe, sich loszureissen und sich nach dem Steuermann zu bücken. An Lens' Schulter berührte er ihre Hand. Gemeinsam zogen sie den Mann hoch. In dem Augenblick, in dem van der Stappen etwas sagen wollte, lief die „Pinaja“ auf.

Van der Stappen und Lens sahen aus, als kämen sie aus einer wüsten Hafenkneipenschlacht. In den scheinbar endlos währenden Versuchen, dem tollen Überfall durch das wildgewordene Rad zu entgehen, hatten sich Gesichter und Hände mit verschmiertem, geronnenem Blut bedeckt; die Kleidung hing in Fetzen, die Mützen waren verloren, das Haar stand wirr. Der Kapitän überblickte sein Schiff, dessen Leib von scharfkantigen Felsen rettungslos aufgeschlitzt war. „Totalverlust“, sagte er mit gekünsteltem Gleichmut zu Lens; „gut, dass ich das Geld für eine Funkeinrichtung gespart habe, mein Junge. Auch die Hälfte jetzt nichts. Gehen wir hinunter!“

Der Taifun hatte die „Pinaja“ so schräg auf das unterseeische Korallenriff geschleudert, dass die Planken des Decks sich nach Steuerbord steil erhoben. Dabei war das Langboot, das bequem die gesamte Besatzung hätte aufnehmen können, aus seinen Davits geworfen worden; van der Stappen sah leicht, dass diese Ruine für eine Landung nicht mehr in Frage kam. Das Dingi, das er gewöhnlich, nur von einem Mann gerudert, in den Häfen und auf den Reeden von ganz Insulinde benützt hatte, war kurzweg verschwunden; vielleicht hatte die Trombe es schon viele Meilen weit getragen. Nur das allerletzte Mittel, eine Kiste voll Schwimmwesten, war noch vorhanden; der Bootsmann hatte sie schon von ihrem gewohnten Platz genommen und war dabei, den Inhalt an die Mannschaft zu verteilen. Sie reichten nicht aus; unterstützt von der Autorität seines langklingigen Krises, den er auffällig sichtbar im Gurt trug, gelang es ihm, die besten mit den schlechtesten Schwimmern zusammenzustellen. Als er die beiden Weissen, das Mädchen zwischen sich, erblickte, stolperte er ihnen entgegen, um ihnen die drei letzten Schwimmwesten anzuschnallen. „Schnell, Herr“, mahnte er dabei flüsternd. „Die Kessel werden vielleicht explodieren —.“

Eine schwere Welle wischte an dem Wrack vorbei, das unter ihrer Bewegung zitterte. Mit einem klingenden Ton riss das letzte Drahtseil, das den vorderen Mast der „Pinaja“ gehalten hatte. Der schwere Baum, schon beim Anprall aus seinem Widerlager im Kiel herausgehebelt, neigte sich ächzend. „Springen, schwimmen“, befahl van der Stappen heiser. Die Alfuren, ein paar Meter bugwärts zusammengedrängt, hörten ihn nicht, starrten verstört in das milchige Kochen unter ihnen. Lens nickte van der Stappen zu, hangelte sich zu den Leuten. Für die kurze Strecke brauchte er, zuweilen von Brechern überspült, die immer häufiger und schwerer überkamen, scheinbar endlose Zeit.

Ein Ruck, durch den Schiffsleib gefahren wie das Strecken eines Sterbenden, warf Betje gegen Jan. Er schlang unwillkürlich haltend den Arm um sie. So verharren sie, bis er, dicht an ihrem Ohr, sagte: „Es tut mir leid, dass ich nicht netter zu Ihnen war. Ich wusste nicht, dass Sie ein Kerl sind. Ohne Sie wären Lens und ich —.“

Sie unterbrach ihn fast erschrocken: „Das sagen Sie, während Ihr Schiff zerschlagen wird, durch meine Schuld?“

„Schuld — Schuld! Ebenso gut könnte jemand sagen, ich hätte schlecht navigiert. Machen Sie sich nichts draus. Es wird schon gut gehen.“

„Wird es?“ Sie mass schauernd den Abstand zum rettenden Eiland. „Sie sollen wissen — ich muss Ihnen sagen, warum ich Sie hergezwungen habe.“

„Keine anderen Sorgen?“

Sie sah staunend, dass der Mann jetzt noch zu lachen vermochte. „Weiss ich denn“, hastete sie, „ob ich's später kann? Vor ein paar Monaten hab' ich Glück gehabt, eine Erzählung an die ‚World Tribune‘ verkauft. Handelte von einem Mord auf Ceram, die Onkel de Witt in einem Brief erzählt hatte. Vor sechs Wochen kam dann eine Reportage von einem Mann, der in Makassar sitzt und uns gelegentlich etwas schreibt. Da war die Rede von allem, was Ihr Bootsmann Ihnen auch gesagt hat. Der Makassar-Mann meinte, ein Korn Wahrheit sei daran. In der Redaktion witterten sie eine Sensation. Musste eine grosse Sache werden, wenn wir herausbekommen würden, es gäbe tatsächlich so ein Piratennest oder was es sonst ist.“ Sie wurde immer rascher, als seien die Augenblicke bemessen und gezählt. „Massakar-

Mann tippte auf die Lucipara- oder die Schildpad-Inseln. Der Verleger wollte jemand, der nicht bekannt sei wie'n bunter Hund. Keinen von den alten, bekannten Reportern. Kam auf mich, meiner Geschichte wegen. Ich hab' mich breitschlagen lassen — und dafür verlieren Sie Ihr Schiff.“

Van der Stappens Gesicht blieb ganz ruhig. Statt einer Antwort wies er auf die Alfurengruppe, die Lens erreicht hatte. Gleichzeitig wirbelten Ruruka, der Bootsmann, und Djokja, der Koch, durch die Luft, verschwanden köpflings im Wasser, tauchten ein Stückchen landeinwärts wieder auf und begannen aus Leibeskräften zu kraulen. Der Rest der Mannschaft folgte. Die dunklen zum Lande ziehenden Köpfe sahen aus wie eine Schule satter Seelöwen, die die Schlafplätze aufsucht.

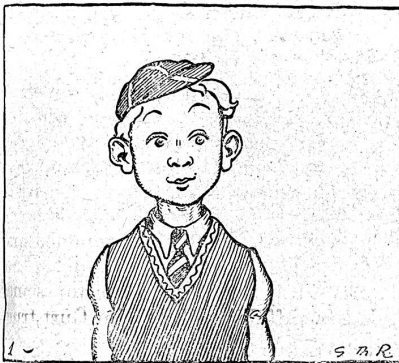
(Fortsetzung folgt)

Liebe Kinder!

Gar viele von euch haben uns geschrieben oder haben uns auch sagen lassen, dass sie die lustige Kindergeschichte in den letzten Nummern der «Berner Woche» vermisst haben. Um euch eine Freude zu bereiten, fangen wir jetzt wieder mit einer neuen Geschichte an. Ihr werdet staunen, was Karlchen Krauseminze alles erlebt, bis er in den Besitz seiner Erbschaft kommt. Verraten wollen wir aber nichts. Es wünscht euch viel Vergnügen die Redaktion.

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

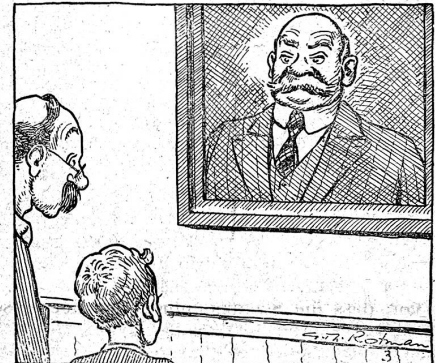
Von G. Th. Rotman
(Nachdruck verboten)



1. Karlchen Krauseminze war der bravste Junge von Hinterdorf, wo er geboren und erzogen wurde. Was Bubenstreiche anbetrifft, da fand er seinen Meister nicht; in der Schule aber war er weniger gescheit. Nur in der Geographie war er tüchtig beschlagen; dass diese Kenntnisse ihm gut zustatten kommen sollten, das wird im Verlaufe dieser Geschichte klar werden.



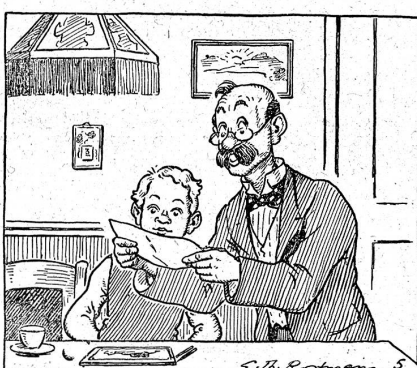
2. Karlchens Vater war ein durch und durch anständiger Mann; in seiner Jugend sollte er sogar ein schmucker Junge gewesen sein, was ihm aber leider nicht mehr anzusehen war. Er war Prokurist bei Rosenduft und Mondschein, einem grossen Kaffeegeschäft. Er hatte bisher sein Scherflein noch immer nicht ins Trockene bekommen können; freilich ist das auch nicht jedem vorbehalten.



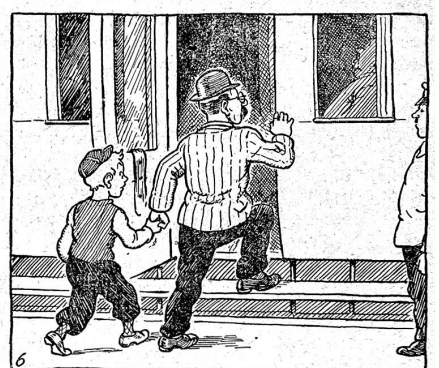
3. Im Salon des Vaters hing ein grosses Ölgemälde. Es war das Bild vom Onkel Johann, einem Bruder des Vaters, der mit zwanzig Jahren nach Amerika durchgebrannt war und dort ein grosses Bauerngut besessen hatte. Plötzlich hatte er eines Tages das Bild geschickt; dann war er kurz darauf spurlos verschwunden, und nie hatte man seitdem einen Brief von ihm bekommen.



4. Und jetzt fängt die Geschichte an. Eines Tages, etwa ein Viertel vor eins, wurde geklingelt. Es war der Briefträger, der einen eingeschriebenen Brief mit grossen Siegeln brachte. Der Vater erschrak sehr, denn er glaubte, es sei ein Zwangsbefehl vom Steueramt. Zitternd unterzeichnete er den Empfangsschein.



5. An den Tisch gelehnt, las er zusammen mit Karlchen, der soeben aus der Schule zurückgekehrt war, den Brief. «Euer Hochwohlgeboren!» lautete die Überschrift. «Hm!» Der Vater räusperte sich, denn dieser Titel sagte ihm zu! Dann las er weiter: «Hinsichtlich des Sterbens Ihres verehrten Herrn Bruders bitte ich Sie, sich möglichst bald an mich wenden zu wollen, usw. Edmund Grosse, Notar.»



6. «Mein armer Bruder!» sagte der Vater seufzend, denn er hatte schliesslich den Bruder doch lieb gehabt, wenn er ihn auch seit seinem zwanzigsten Jahre nicht mehr gesehen hatte. Er entschloss sich denn auch, schon am selben Nachmittag zu dem Notar zu gehen, der in der nächsten Stadt wohnte. Punkt zwei Uhr stieg er mit Karl in den Zug.